

Josef Pieper

Planen oder geplant sein?

[Vortrag im Rahmen des Forums „Nachdenken über Tugenden“
der Josef Pieper Stiftung am 20.5.1996 in der Akademie Franz Hitze Haus, Münster]

Das ist die schwer beantwortbare und Ihnen vielleicht seltsam erscheinende Frage, die mir immer wieder einmal in den Sinn kommt, wenn ich an die dramatischen Umstände denke, unter denen ich die jetzt in einem Bande wohlgeordneten Traktate über die Tugenden niedergeschrieben habe. Geplant jedenfalls hatte ich etwas völlig anderes. Und es war auch keineswegs beim bloßen Planen geblieben. Zum Beispiel hatte ich, zur Interpretation der Enzyklika *Quadragesimo anno* von 1931, ein Buch geschrieben über das Thema „Klassengesellschaft“ und „Entproletarisierung“. Und ich war einigermaßen stolz darauf, daß innerhalb weniger Monate drei große Auflagen veröffentlicht waren. Die dritte Auflage allerdings erschien im Januar 1933; und natürlich war sie dann auch die letzte. Als ich von einer mit dem beträchtlichen Honorar finanzierten und wohl etwas zu unbekümmert unternommenen Italienreise zurückkehrte (an dem Tage übrigens, an dem mit ungeheuerem Gedröhn zum ersten Mal der „Geburtstag des Führers“ begangen wurde), war das Buch schon aus den Buchhandlungen verschwunden; und der als „linkskatholisch“ geltende Verlag war der Leitung eines NS-Beauftragten unterstellt. Dem damals noch nicht 29jährigen Autor war also sehr rasch und drastisch zu Sinn gebracht worden, daß er auf dem bisher beschrittenen Wege nicht weiter würde vorangehen können.

Da es in meinem Auditorium von 1996 wohl nur wenige gibt, die sich an diese Zeit erinnern können, darf ich Ihnen vielleicht zumuten, einen kurzen autobiographischen Bericht darüber anzuhören, auf welcher unvorhersehbare und abenteuerliche Weise die so wohlgeordnet wirkende Reihe der jetzt in einem Band versammelten Traktate zustande gekommen ist.

Es begann damit, daß ich, angewidert durch den lautstarken Mißbrauch des Wortes „Heroismus“, bei meinem mir nie außer Sicht geratenen Lehrmeister Thomas von Aquin nachgelesen habe, was er über die *fortitudo* sagt. Das Resultat war ein Essay *Vom Sinn der Tapferkeit*. Der als Vorspruch auf die erste Seite gesetzte Satz aus der *Summa* „Das Lob der Tapferkeit hängt von der Gerechtigkeit ab“ hat aber alle von mir angesprochenen Verleger so verschreckt, daß ich, ohne daß der von mir sehr wohl vermutete wahre Grund genannt wurde, nur Absagen bekam. Natürlich war ich enttäuscht und verärgert. Dennoch, diese Absagen waren das Beste, das mir überhaupt hätte passieren können. Aber so etwas weiß man immer erst nachher.

Nachher, nach diesen negativen Erfahrungen habe ich gewagt, mich an Jakob Hegner zu wenden, den mir persönlich unbekanntem Leipziger Verleger von Guardini, Haecker, Claudel und Bernanos. Es war so etwas wie ein Akt der Verzweiflung; es kam mir allzu unwahrscheinlich vor, in diesen erlauchten Kreis aufgenommen zu werden. Aber siehe da, nach wenigen Tagen kam,

völlig unerwartet, ein Brief von Jakob Hegner: das Buch sei akzeptiert und werde schon bald erscheinen. Wichtiger aber war die Hinzufügung: es gebe doch sieben dieser Grundtugenden, und er sei bereit, jedes Jahr zwei solcher Traktate zu veröffentlichen. Mir kam es wie das reine Wunder vor. Aber: jedes Jahr zwei Traktate? Siebenunddreißig Jahre habe ich dazu gebraucht, das noch immer nicht im mindesten Geplante zu vollbringen. Aber natürlich habe ich sogleich mit Freuden zugesagt.

Und schon bald schickte ich das erste Kapitel des an zweiter Stelle geplanten Traktats (Über die Hoffnung) nach Leipzig - worauf ich sogleich ein Telegramm erhielt, das aus nur zwei Worten bestand: „Hinreißend. Hegner“. Später habe ich dann erfahren, daß „hinreißend“ im Vokabular von Jakob Hegner gar nicht ungewöhnlich war. Aber solch ein ermutigendes Wort brauchte ein junger Autor durchaus.

Im Herbst 1934, ein Belegexemplar hatte mich noch gar nicht erreicht, entdeckte ich in meiner Buchhandlung das erste in blaues Leinen gebundene Exemplar *Vom Sinn der Tapferkeit*. Und in der Weihnachtsausgabe der „Frankfurter Zeitung“ war auf der ersten Seite der Leitartikel mit diesem Titel überschrieben. Sein Verfasser allerdings hatte nur mit drei Buchstaben gezeichnet. Auf meine später an die Redaktion gerichtete Anfrage bekam ich die Antwort, der Autor habe Grund gehabt, sich nicht zu „exponieren“, und sei kurz danach in die Schweiz emigriert. - Fast gleichzeitig hatte ein grotesk Ahnungsloser das Buch in die Liste der vom „Stellvertreter des Führers“ empfohlenen Schriften aufgenommen - was zu erwähnen mir kurz darauf ausdrücklich verboten wurde.

Schlimm war, daß der katholisch gewordene Jude Jakob Hegner (der übrigens, genau genommen, gar nicht mehr ein selbständiger Verleger war, sondern Abteilungsleiter in der großen Leipziger Druckerei Brandstetter) - schlimm war, daß Hegner von diesem seinem Arbeitgeber die Mitteilung bekam, er sei leider „nicht länger zu halten“; so drückte man das damals aus. Mit seinem tschechoslowakischen Paß ging er also in die Emigration; seinen Verlagsnamen konnte er nicht mitnehmen. Die erste Station war Wien, dann London, dann, nach dem Kriege, Florenz, schließlich die Schweiz. 1948 habe ich ihn dort wiedergesehen. Immer habe ich es bewundert, daß er mit keinem Klagewort über die Zeitläufte sprach. Unvergessen ist mir ein Satz aus einem kurz vor seinem Tode geführten langen Gespräch. Ohne den leisesten Hauch von Zynismus, eher schon im Ton kindlichen Vertrauens, hörte ich ihn sagen: „Vor dem Sterben habe ich keine Angst. Gott wird mir schon verzeihen; ich verzeihe ihm ja auch.“

Der „Verlag Jakob Hegner“ also wurde in Leipzig weitergeführt - von dem damals etwa fünf- undzwanzigjährigen Dr. Heinrich Wild, der, von Hegner glücklicherweise als Helfer angeworben, ohnehin mit seiner ungewöhnlichen organisatorischen Ordnungskraft die verlegerische Tagesarbeit schon in die Hand genommen hatte und bis in die ersten Jahre des Zweiten Weltkrieges weiterführen konnte. Wir waren gleich nach den ersten Begegnungen zu Freunden geworden. - 1945 befanden wir uns beide in amerikanischer Kriegsgefangenschaft. Aber kaum war ich glücklich zu Hause angelangt, als mir ein gleichfalls entlassener Heimkehrer einen mit Bleistift geschriebenen Brief überbrachte, worin Heinrich Wild mir seine Freude auf die bald wieder aufzunehmende Zusammenarbeit bekundete, die dann auch mit großer Selbstverständlichkeit rasch in Gang kam.

Den Traktat über die Liebe hatte ich zwar schon mehrmals begonnen, aber ihn dann doch an das Ende der Traktaten-Reihe gesetzt. Als er jedoch nun endlich niederzuschreiben war, habe ich

endgültig kapituliert vor der Schwierigkeit, die mir schlechterdings unvereinbar scheinenden Aspekte des Gegenstandes miteinander zu verknüpfen. Der Traktat über die Liebe würde dann, wohl oder übel, eben ungeschrieben bleiben.

Aber es kam, wiederum völlig unerwartet und gar nicht im vorhinein kalkulierbar, dennoch ganz anders. Ich hatte, Ende der sechziger Jahre, mein Seminar als „freies Kolloquium“ angekündigt. Es ging dann so zu, daß ich drei, vier Themen zur Diskussion vorschlug, die jeweils zu besprechenden Aspekte des Themas zu benennen versuchte und dann abstimmen ließ. Das von der Mehrheit akzeptierte Thema wurde dann der Gegenstand für das beginnende Semester. Diese Prozedur also hatte, ich glaube, es war in dem etwas unruhigen Wintersemester 1968, eben stattgefunden; das Thema war damit beschlossen. Also *causa finita*? Nein! Es meldete sich noch, eigentlich also zu spät, ein zufällig neben mir sitzender, seltsamerweise mir völlig unbekannter, sehr junger Student zu Wort, den ich auch, wiederum seltsamerweise, niemals wiedergesehen habe und der sich auch nachher nie an der von ihm angeregten Diskussion beteiligt hat. (Ich lasse diese Seltsamkeiten einmal uninterpretiert stehen – obwohl natürlich zu fragen bliebe, wie dieser „Bote“ [zu Deutsch: Engel – *angelus*] auf seinen Platz gelangt war und seine gar nicht vorgesehene Frage stellte.) – Dieser Student also sagte, mit etwas zaghaft lispelnder Stimme, er habe »eigentlich« den Wunsch, es möge über das von mir gar nicht zur Diskussion gestellte Thema »Liebe« diskutiert werden. Ich war schon, leicht ärgerlich, dabei zu sagen, das Thema sei doch gerade eben festgelegt worden – da stockte ich; unversehens trat mir eine gar nicht bedachte Möglichkeit vor den Blick. Und nach kurzem Zögern schlug ich tatsächlich vor, entgegen allem Brauch, noch einmal abzustimmen; und ich war schon dabei, die dann zu bedenkenden Aspekte des Gegenstandes anzudeuten. Die folgende Abstimmung ergab ein fast einstimmiges Ja zum Thema »Liebe«. Sogleich war, in dem besonders glücklich besetzten Seminar, eine lebhafte Diskussion im Gange; sie wurde im folgenden Semester fortgesetzt. Dann kündigte ich eine Semester-vorlesung über das gleiche Thema an. Aber als ich das von der Verlags-Sekretärin abgeschriebene Manuskript las, mußte ich einsehen: eine Vorlesungsabschrift ist noch kein Buch. Es half also nichts, ich mußte noch einmal beginnen. Ich erinnere mich, während dieser Plackerei zu meinen Freunden gesagt zu haben: Wenn das Buch *Über die Liebe* fertig ist, werde ich wohl bald sterben. So etwas soll man nicht sagen und nicht einmal denken. – Das Buch ist jedenfalls 1972 erschienen!

Jetzt aber, zum Schluß, der Versuch einer Antwort auf die ganz zu Anfang formulierte Frage. – Durch die politische Macht daran gehindert zu werden, die eigenen Pläne zu realisieren, ist zwar eine schmerzliche Erfahrung. Aber ahnen zu dürfen, mit dem, was zu tun man sich dann genötigt sieht, einem ungleich größeren Plan zu folgen und vielleicht sogar selber „geplant“ zu sein, ist eine Glückserfahrung, die aller Realisierung eigener Pläne versagt geblieben wäre.

(Eingegangen in: *Werke, Bd. 8.2: Miscellen, Register du Gesamtbibliographie.*
CD-ROM zum Gesamtwerk, ed. B. Wald, Hamburg 2007, 694-698)